

Liebling der Götter

Der junge Pianist Paris Tsenikoglou besticht durch Klarheit

München – Youtube mag juristisch zweifelhafte Dinge tun, aber die Plattform beweist Geschmack: Eines Tages, erzählt Paris Tsenikoglou, wurde der zweite Satz einer Aufführung von Mozarts Es-Dur-Klavierkonzert KV 271, die er gepostet hatte, einfach gesperrt. Er fragte nach, aber man glaubte ihm nicht, dass eine solch reife Interpretation von einem Studenten stammen könne. Hört man sich den verbliebenen ersten und dritten Satz an, dann versteht man das. Der damals 21-jährige Pianist spielt Mozart ohne jede Rokokotändelei. Dafür ist alles rhetorisch durchdacht, halten sonst beiläufige Elemente wie ein simpler Triller ganze Sätze strukturell zusammen.

Drei Jahre ist die Aufzeichnung mit dem Kammerorchester der Münchner Musikhochschule nun her, vor wenigen Monaten hat Paris Tsenikoglou am selben Institut das Diplom gemacht. Nun besucht er am Salzburger Mozarteum die Meisterklasse von Jacques Rouvier, der unter anderen schon Arcadi Volodos, Hélène Grimaud und David Fray ausgebildet hat.

Doch der Eindruck, dass man es unter den vielen jungen Pianisten mit einem besonderen zu tun hat, bleibt. Soeben hat das Münchner Label Oehms Classics seine Debüt-CD herausgebracht, auf der Tsenikoglou neben Debussys „Images“ eine echte Neuinterpretation der „Préludes“ von Frédéric Chopin vorlegt. Auf das gängige Rubato verzichtet er fast völlig, ebenso auf alle einschmeichelnde Pianozärtlichkeit. Die hübschen Oberstimmen müssen sich bei ihm erst einmal hindurchfressen durch die harmonischen Verrenkungen und Querstände der Bässe, und wo Fortefortissimo steht (es war einem nie aufgefallen), da kracht es bei Tsenikoglou gewaltig. Eine Verwandtschaft wird da deutlich zwischen Chopin und Liszt, auch in der Rätselhaftigkeit, in der Tsenikoglou die kurzen Stücke stehen zu lassen vermag. Dabei verfügt er über einen ungewöhnlich schönen, runden, gerade auch in den leisen Farben vollen Anschlag. Nur schmeichelt er sich nicht ein über die Klangpolitur, die sonst bei jungen Pianisten im Moment ziemlich verbreitet ist. Er denkt die Struktur.

Vielleicht hat diese Kompromisslosigkeit auch damit zu tun, was Tsenikoglou auf sich genommen hat, um Pianist zu werden. Der Vater ist Feuerwehrmann in Katerini in Griechenland, an den Wochenenden spielt er mit einer Band Unterhaltungsmusik für Feste. Mit fünf Jahren spielt der kleine Paris die Schlager nach Gehör auf dem Keyboard nach. Aber ein Klavier bedeutet in einer mazedonischen Kleinstadt eine echte Anschaffung. In der örtlichen Musikschule nimmt der Direktor sich seiner an und unterrichtet ihn jeden Tag. Mit 15 hat Tsenikoglou jeden in Griechenland möglichen Klavierabschluss erreicht. Er müsse nach Deutschland gehen, sagt der Direktor. Als er an der Münchner Musikhoch-

schule in der Aufnahmeprüfung zum ersten Mal einen Steinway gespielt habe, erzählt Tsenikoglou, da habe er gar nicht mehr zu spielen aufhören wollen.

Doch dafür muss der Teenager alleine mit seiner Mutter nach München ziehen. Die Mitschüler an der griechischen Schule in München kommen meistens aus Arbeiterfamilien und sind ihm zu roh. Tsenikoglou hat keine Freunde und spricht kaum Deutsch. Aber er findet einen Mentor, den Musikhochschulprofessor Franz Massinger. „Er war wie mein bester Freund oder wie mein Vater, ich weiß es nicht.“ Denn vor zwei Jahren ist Massinger völlig unerwartet auf einer Japantournee gestorben. „Da war ich plötzlich allein.“

Virtuosität ist gut, aber bei Mozart muss man Genauigkeit lernen

Tsenikoglou kann sich im Gespräch in eine Verzweigung stürzen, in der man seine nachtschwarzen Klavierbässe wiederzuerkennen glaubt. Auch da ist er dann wohl das Gegenteil zum gängigen Typus des selbstsicheren und allzeit konzilianter Jungpianisten. Bei Liveauftritten in München konnte er noch unsicher wirken, im Gespräch rutscht ihm öfters lustig die Stimme hoch. Doch wenn es um die Sache geht, dann wird er plötzlich geradezu unheim-

lich klar, reagiert direkt auf eine unpräzise Frage: „Ich verstehe, was Sie sagen, aber ich verstehe nicht, was Sie meinen“. Oder: „Es gibt Geschmack und Interpretation, aber es gibt eben auch richtig und falsch.“

Denn der heute 24-Jährige hat am Ende doch alles, was Jungpianisten so brauchen. Als „ein echtes Virtuosenzirkuspferd“, erinnert sich der Münchner Hochschulpräsident Siegfried Mauser, sei er gekommen, mit den ganzen großen Virtuosen schinken im Handgepäck – um sich im Studium bei Franz Massinger zu einem „spirituellen Pianistentypus“ zu entwickeln. Oder, in den Worten von Tsenikoglou: „Die Perfektion entsteht aus der Genauigkeit.“ Er spiele nach wie vor gern auch einen Rachmaninow, aber Mozart fordere ihn halt stärker. „Bei ihm gibt es in einem Takt so viel Genauigkeit zu erarbeiten wie bei Rachmaninow auf einer Seite.“

Auf der Debüt-CD beeindruckten die anspruchsvollen „Images“ von Debussy auch durch eine vollendete technische Klarheit, die Tsenikoglou als Mittel für eine quasi philosophische Achtsamkeit benutzt: Kein Harmoniewechsel, keine Nebenstimme ist einfach nur „selbstverständlich“. Deshalb wirkt die Sperrigkeit, die von diesen Interpretationen ausgeht, auch nicht inszeniert, nicht konzeptionell von außen übergestülpt. „Wenn das so weiter geht“, sagt Siegfried Mauser, „dann ist da allerhand zu erwarten.“ **MICHAEL STALLKNECHT**



Paris Tsenikoglou hat bei seiner Aufnahmeprüfung in München erstmals auf einem Steinway gespielt und wollte nicht mehr aufhören.

FOTO: OH